

Samuel Hahnemann,

der Begründer der Homöopathie.



In Leipzig war einst ein sehr geschickter Arzt. Noch jung und schon sehr berühmt, konnte er sich doch über die Unzulänglichkeit seiner Wissenschaft nicht trösten. Er wollte von der Vermuthung und Conjectur zur sichern Gewissheit in der Behandlung gelangen. Eines Tages kehrte er traurig und muthlos nach Hause zurück. Er hatte dem Leichenbegängniß eines jungen Mannes angewohnt, dessen mysteriöses Ende die Wissenschaft in Verwirrung gebracht. Noch nie hatte sein Renommée so viele Leute zu seinen Consultationen herangezogen, als heute. Jeder Andere hätte sich über diese Huldigung, die seinem Talente zu Theil wurde, über diese Ausichten für seine und seiner Familie Zukunft gefreut (der Doctor war Vater von sechs bis sieben Kindern), aber der Anblick dieser Menge machte das Gefühl seiner Ohnmacht nur noch mächtiger. „Meine Herren,“ sagte er, „ich kann Sie heute nicht berathen.“ — „Gut, so kommen wir morgen,“ antworteten die Zuversichtlichsten. — „Das wäre unnütz, denn ich werde Niemanden mehr berathen, bis die Therapeutik, die jetzt eine Lüge, eine Wahrheit geworden, wenn ich die Kunst, Sie zu heilen, gefunden haben werde.“ Am andern Tage wußte die ganze

Stadt, daß er auf die Praxis verzichtet. Alles Bitten war vergeblich; nichts vermochte den Schrei des Gewissens zu ersticken, noch seinen festen Entschluß zu erschüttern. Dieser seltsame Mann war Samuel Christian Friedrich Hahnemann, geboren am 10. April 1755 zu Meissen in Sachsen als der Sohn eines Porcellanmalers der dortigen Fabrik. Er wäre ein einfacher Arbeiter geworden, wie sein Vater, wenn die Tiefe seines Geistes nicht das Interesse des dortigen Schuldirectors Müller auf sich gezogen. Dieser öffnete ihm seine Bibliothek und machte ihn zum Repetitor bei seinen Kameraden. Samuel wuchs in voller Freiheit auf und gewöhnte sich daran, mit eigenen Flügeln zu fliegen. Im zwanzigsten Jahre wählte er die medizinische Laufbahn und ging, mit 20 Ducaten in der Tasche, der Ersparniß seiner Familie, nach Leipzig. Durch Uebersetzen englischer und französischer Werke, indem er dieser Arbeit seine Nächte opferte, gewann er sich seinen Unterhalt. 1777 begab er sich nach Wien, später nach Leopoldstadt, wo er bei einem Hospital angestellt wurde, dann nach Hermannstadt, wo er Bibliothekar und Privatarzt wurde, und zuletzt nach Erlangen, wo er 1779 doctorirte. Seine Werke

zogen rasch die Aufmerksamkeit der großen Welt auf ihn. Hauptarzt an den Hospitälern von Dresden, Akademiker von Mainz und Leipzig, umgeben von berühmten und mächtigen Freunden, wurde er einer der ersten deutschen Aerzte, als er, auf der Höhe der Wissenschaft angelangt, jene ungeheure Klüft gewahrte. Er erkannte, daß die bisherige Art zu heilen nahezu eine Chimäre sei, daß sie sich beinahe immer auf oberflächliche Mittel beschränke und ein Nebel an die Stelle eines andern schiebe, statt jedes in seiner Wurzel auszurotten. Er verzichtete deshalb auf seine Praxis und suchte sich sein Geld wieder durch Uebersegen zu verdienen. Seine Freunde, seine Kollegen, seine Klienten bestürmten ihn vergebens; seine Frau verbitterte ihm das Leben mit Vorwürfen und Zänkereien. Durch den Haß der Schulen von Stadt zu Stadt getrieben, den Unterhalt für seine Familie durch den Schweiß seines Antlitzes verdienend, ohne anderen Trost als nutzlose Studien, so finden wir ihn in Leipzig wieder an einem Winterabend im kalten Zimmer, Sorgen und Nachtwachen haben den armen Mann gebeugt. Seine Frau hat ihn so eben grollend verlassen und ihre Stimme mischt sich mit dem Geschrei dreier kranken Kinder im anstosenden Zimmer. Die beiden ältesten Kinder sind bei ihm geblieben. Schmerzvoll betrachtet er sie: denn auch diese hat der Todesengel leicht berührt. Das Herz des Vaters ruft die Medizin zu Hilfe und der Arzt muß sie verwerfen. Hahnemann sinkt betend auf die Kniee: „Gott, Du kannst Deiner Creatur das sichere Mittel gegen die tausend Krankheiten nicht versagen, die ihn ergreifen. Nein, Du bist die Weisheit und die Güte, Du wirfst der Liebe eines Vaters das Mittel nicht vorenthalten, seine Kinder zu retten!“ Der Arzt erhebt sich, als ob eine Stimme ihm geantwortet. Er drückt seine Kinder an sein Herz. „Ja, ich werde die Kunst, euch zu heilen, finden. Gott will es!“ rief er. An jenem Tage übersetzte er die *Materia medica* von Cullen und war an das Capitel über die Chinarinde und die sichere Wirkung derselben gekommen. Eine beiläufige Bemerkung, daß die Wirksamkeit der Arzneien nicht darin bestehen möchte, daß sie den Krankheiten entgegengesetzt wirken, brachte ihn plötzlich auf den Gedanken, daß Krankheiten durch die nämlichen Mittel, welche innerlich genommen, eine ähnliche Krankheitserscheinung zur Folge haben, geheilt werden, wie gewisse Krankheiten diese auch heilen, wenn sie nur in einer unendlich kleinen Dose gereicht werden. Fünf Minuten später verschlang Hahnemann eine starke Dosis China, und einige Stunden darauf hatte er das Fieber. Er verdoppelte die Dosis, und das Fieber ließ nach. Er hatte das Princip der Homöopathie *Similia similibus curantur* (Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt) gefunden. Er versucht eine Menge Mittel an sich. Ja, er geht so weit, seinen Kindern zu sagen: „Wenn ich morgen ein Narr bin und tolles Zeug schwaze, gebt mir dieses Gegenmittel,“ und damit verschlingt er Belladonna, und sein Verstand scheint wirklich wirre zu werden, aber das Mittel heilt ihn.

Er nahm nun wieder die Praxis auf; aber welche Kämpfe und Verfolgungen standen ihm bevor. Er heilt den Schriftsteller Klockenbring, den ein Epigramm Rogebue's zum Narren gemacht; er macht die glänzendsten Kuren in Braunschweig, Königsutter, Hamburg, Torgau, aber er wird überall als Verrückter behandelt; die Aerzte hegen die Apotheker gegen ihn und vertreiben ihn wie einen Charlatan. Merkwürdiger Weise fanden die Bücher des verfolgten Mannes die enormste Verbreitung, nament-

lich sein „Organon der rationellen Heilkunde“ (Dresden 1810) und seine „Neue Arzneimittellehre“ (Dresden 1811—1820, 6 Theile.). Seine Lehre machte einen Weg, der dem Arzte selbst verschlossen war. Hahnemann arbeitete, kämpfte und litt auf solche Art bis zum Jahre 1811. Da erschien er wieder in Leipzig mit der Selbstgewißheit eines Reformators. Aber auch hier, obgleich er 11 Jahre lang practicirte, fand er zuletzt, da es ihm genommen wurde, selbst Medicamente zu bereiten, die stärkste Hemmung in seiner Praxis. Er wandte sich nach Röhren, wo ihm Herzog Ferdinand ein Asyl eröffnete. Dort fand er nun die größte Freiheit für seine Praxis. Aber auch diese Freiheit sollte ein trauriges Ende nehmen. Der Böbel verfolgte ihn eines Tages bis an sein Haus und warf ihm die Fenster ein, um den Charlatan, wie man hoffte, dadurch zu vertreiben. Er zog sich von der Praxis zurück, und man sah ihn in den nächsten 15 Jahren kaum ein paar Mal in den Straßen von Röhren. Von seinem freiwilligen Gefängniß aus wirkte er jedoch mächtig durch seine Schriften. Als sich das Gerücht verbreitete, er wolle Röhren verlassen und Deutschland mit Frankreich vertauschen, that man Alles, ihn zurückzuhalten, so daß er sich in der Nacht seinen ehemaligen Verfolgern, wie seinen Anbetern entziehen mußte. Als er sich in Frankreich niederließ, wurde eine junge Französin (1838) seine zweite Frau. Fräulein d'Hervilly hatte von seinen Kuren gehört und ihn in Röhren aufgesucht, von wo sie ihn nach Paris führte und heirathete. Er practicirte hier die Homöopathie mit großem Erfolge bis zu seinem Tode 1843.

Deutschland hat seine Schuld an den berühmten Arzt durch ein zu Leipzig auf dem Theaterplatz errichtetes Denkmal — eine lebensgroße sitzende Erzfigur — abzutragen gesucht.

Allah Kerim!

(Fortsetzung.)

Eines Abends befanden sie sich zusammen im Garten. Die Sonne spiegelte sich zum letzten Male in den Kanälen; der Abendwind begann die Baumwipfel zu bewegen; man hörte bereits den Schlag des Bulbul, der ohne Ende das Lob der Rosen singt. „Meines Herzens Kind,“ sagte sie, indem sie die runzliche Hand auf Farek's weiche Hand legte, „ich verstehe Dein Herz nicht. Du scheinst mir schlecht zu sehen, was zu Deines Herzens Glück paßt. Es gibt nur ein Glück auf Erden, das größer ist, als zu lieben: das, geliebt zu werden.“ — „Kann man das lernen, Mirjam?“ Die alte Frau wurde verlegen, gab jedoch nicht verloren. „Was weiß ich, ich bin alt, mein Sohn, und habe viel vergessen. Aber ich könnte Dir zehn, zwanzig vornehme Partien und ebensoviel junge Mädchen mit Vollmondgestächtern vorschlagen, die Du durch meine Mitwirkung in Deiner Mutter Haus führen könntest. Du brauchst nicht weit zu gehen; schlage nur Deine Augen auf und steh jenes Haus, dessen Seitenmauer an Deinen Garten stößt, die Mauer dort drüben mit den kleinen vergitterten Fenstern hoch oben. Hast Du nie daran gedacht, wer dort wohnt? Eine vater- und mutterlose Waise, die wie Du über ihre schöne Person, ein großes Haus und ein erkleckliches Vermögen Herrin ist. Wenn Du von den Huris im Paradiese Mohamed's geträumt, so hast Du von ihr geträumt. Ihre Augen sind wie die Sterne an einem klaren Himmel; ihr

Mund ist wie ein Schloß von Rubinen vor einem Schatz der weißesten und herrlichsten Perlen; ihr Haar wie ein Schleier von der glänzendsten Seide Irans, in Aleppo gewoben und gefärbt. — Was soll ich mehr sagen? Du mußt sie sehen, mein Sohn." — „Ich wünsche aber nicht, sie zu sehen und kennen zu lernen. Ich weiß genug von ihnen aus den Liedern der Dichter und den Märchen Meschalbes. Die Dichter singen mehr von den Leiden, als dem Glück, das uns durch die Frauen wird." — „Allah halte seine Hand über uns. Was ist ein Dichter? ein Lügner, vor dem ich in den Sand spucke. Wenn man den Mund eines Dichters mit Silberstücken füllt, so kann man ihn Alles sagen lassen, was man will." — „Mutter, laß uns das unnütze Gespräch abbrechen. Allah's Tag ist kurz. Ich gehe, um nach meinen Vögeln zu sehen!" Allah hatte sich, müde von einem Gespräche, das ihm nicht zu Herzen ging, erhoben. Mirjam ließ ihn jedoch diesmal nicht so leicht entschlüpfen: sie faßte ihn am Kastran und rief: „Wie, Du wolltest so verstockt sein? Du fluchst Deiner Mutter, wenn Du die Frauen haßest." Das Blut stieg Farel zu Kopf. War es Zorn, hatte ihn das Gewissen geschlagen, oder erfaßte ihn die Rührung? — „Bismillah, was man nicht kennt, kann man auch nicht haßen." — „Aber Du kanntest doch Deine Mutter, Du kennst mich. Haben wir die Fehler, die Du ihnen in Deinem Innern vorwirfst?" — „Alhemdullillah! Gott sei gelobt. Nein!" antwortete Farel Musa, ohne seinen Gleichmuth zu verlieren, „aber meine Mutter — war meine theure Mutter, meine Schwester starb noch als ein halbes Kind, und Du, meine liebe Mirjam," fuhr er lächelnd fort, „in Deinem Alter sind die Frauen gut und lebenswürdig. Was soll ich mehr sagen? Sprechen wir nicht weiter davon. Guten Abend!" Mit diesen Worten entfernte sich Farel Musa rasch. Mirjam stand zornig da.

* * *

Einige Tage darauf kehrte Farel Musa Abends vom Bazar zurück, wo er nach seiner Meinung einen ganz vortrefflichen Handel gemacht; er hatte sich nämlich Reitzzeug und Zaum gekauft, das mit scharlachfarbigem Cassian ausgenäht war und aus den berühmten Werkstätten von Damaskus stammte. Zufrieden richtete er seine Schritte nach seiner Wohnung; ein Slave folgte ihm mit dem neu erworbenen Gut. Als er in eine enge und dunkle Gasse umwandte, die nach dem Cuphrat führte, bemerkte er einen kleinen Mann, der in einiger Entfernung vor ihm herging und ab und zu sich umwandte, um ihm zu winken. Es war ein alter Mann in weiten, halb zerrissenen Kleidern, mit einem großen, buschigen Bart; sein Gang war etwas gebückt und schwankend, aber ungewöhnlich rasch. Auf der Hand trug er einen zahmen Vogel, ziemlich groß und mit dem prächtigsten Gefieder. Farel Musa folgte dem Wink und suchte den Mann einzuholen; aber dieser ging so rasch, daß der Abstand immer größer wurde. Der junge Aga würde die Jagd nach dem alten Mann, der ihn nur für Narren zu halten schien, aufgegeben haben; aber der Vogel stach ihm in die Augen, der herrliche Vogel mit dem fremdartigen Aussehen und den prächtigen Federn, und er folgte dem Alten durch alle die kleinen und engen Gassen. Endlich verschwand der alte Mann in einem verfallenen Gebäude, das die Rückseite eines großen und ansehnlichen Hauses zu bilden schien. Rasch hatte Farel Musa den Eingang erreicht, der offen geblieben war, und tappte

weiter durch den dunkeln Gang, in dem die Tritte des alten Mannes verhallten. Zuletzt sah er Licht in einem großen Zimmer von ödem Aussehen; nun holte er auch den Alten ein, der auf ihn zu warten schien. „Bist Du ein Narr, Alter?" fragte Farel Musa. „Du winkst mir und fliehst mich. Was willst Du von mir? Willst Du den Vogel verkaufen, den Du auf der Hand trägst. Nun wohl, ich melde mich, wenn Du nicht theuer bist." — „Dieser Vogel ist nicht zu verkaufen," antwortete der Alte mit stehendem Blicke und einem listigen Lächeln. „Aber ich habe andere Vögel zu verkaufen, ungleich prächtigere und kostbarere als dieser. Ich fange Vögel, kaufe Vögel und verkaufe sie wieder, wie Allah und der Prophet mir Günst und Gelegenheit bieten. Du bist ein Käufer nach meinem Sinn; mein Auge ruhte mit Wohlbehagen auf Dir; ich will Dir das Beste zeigen, was ich habe und bestze. Aber theuer ist es, theuer, sehr theuer!" — „O Allah, ich begreife nicht, was Du da schwagest, Du füllst meine Ohren mit Staub und Asche. Ich gehe dahin, woher ich kam; wer klug werden will, soll nicht auf Narren hören." — „Der Narr bist Du, wenn Du gehst. Um meine Worte in Dein Ohr zu sprechen, — willst Du die schönste Sclavin sehen, die sich im ganzen Reiche des Padischah findet, eine Guri, die sich von Korkam hierher verirrt, eine Elfe, die von Peristan landflüchtig geworden?" — „Eine Sclavin? Pu! Mein Bart möge nicht länger wachsen, wenn ich noch weiter Zeit mit solchem Schnack verliere. Mein Herz und mein Beutel sind zu klein, um solchem Gedanken Raum zu gönnen. Lebe wohl, Alter!" — „Geduld, Geduld!" rief der Greis, indem er mit der einen Hand Farel Musa zurückhielt und mit der andern eine geflochtene Schnur ergriff, welche von der Decke herabhing: „Bakalum, wir wollen sehen, ja, wir wollen sehen!"

(Fortsetzung folgt.)

In der Wüste.

Die sandigen Wüsten Arabiens bilden eine der größten Merkwürdigkeiten des Ostens. Von den Hügeln von Omon bis Mecca ist der größte Theil von Negad eine ungeheure Wüste; die sandigen Ebenen, welche Afrika's Fläche bedecken, schließen jedoch die durch ihre Größe bedeutendste Wüste in sich, die Wüste Sahara, oder wie man sie kurz nennt: „die Wüste". Die Gefahren und Schwierigkeiten einer Reise in der Wüste sind noch immer groß, doch nicht mehr so groß, wie früher. Den gewöhnlichen Weg zu verlassen und mitten durch die Wüste zu ziehen, ist mit großem Risiko verbunden. Das Land ist beinahe ganz ohne Wasser, nicht ein Baum ist zu sehen, kein Fels, der Schutz oder Schatten gewährte. Eine durchsichtige Atmosphäre, eine heftig brennende Sonne, welche ihre Strahlen auf einen beinahe weißen und gewöhnlich concaven Boden wie ein Brennglas herabschießt, leichte Winde, die wie Flammen sengen, das ist das treue Bild jener Gegenden. Auf den hohen Dromedaren oder Kameelen sitzend, verfolgt der Reisende seinen Weg, jeden Augenblick fürchtend, daß der tödtliche Samum mit seinem sengenden Odem sich erhebe.

In der pfadlosen Wüste umgeben hohe Berge von Sand, welche bei jedem Wechsel des Windes sich verändern, auf allen Seiten die Caravannen und verbergen alles

Anderer dem Blick. Der Wind ist von überraschender Geschwindigkeit und der Sand so außerordentlich fein, daß er auf dem Boden Wellen bildet, welche denen des Meeres gleichen. Diese Wellen steigen so dicht auf, daß in wenigen Stunden ein Hügel von 20 bis 30 Fuß von einem Ort zum andern verlegt ist. Die Ortsveränderung dieser Hügel geht jedoch nicht so rasch vor sich, als man bisweilen glaubte, und überrascht auch nie eine Caravane auf dem Marsche so plötzlich, daß sie dabei zu Grunde gehen könnte. Man muß jedoch Augen und Mund gegen die Masse Sand schützen, welche immer in der Luft umherfliegt. Auch der tiefste Tritt im Sande, sei's von Mann oder Pferd, verschwindet im selben Augenblick, in welchem der Fuß auf-

gehoben wird. Die Größe, Schnelligkeit und beständige Bewegung der Wellen machen, daß die Menschen beinahe immer wie im Dunkeln gehen. Das Kameel gibt hier einen Beweis seines sichern Instinctes und seines glücklichen Baues für die Wüste. Sein langer Hals, der perpendicular erhoben ist, entfernt seinen Kopf vom Boden und von dem dichten Theil der Wellen. Seine Augen sind durch dicke, reichlich mit Haar versehene Lider geschützt; seine breiten kissenartigen Füße lassen es nicht tief in den Sand treten; seine langen Beine machen es ihm möglich, denselben Raum mit nur halb so vielen Schritten zu durchmessen, als andere Thiere, und deshalb mit weniger Anstrengung



Araber in der Wüste.

Aufgestiegen denn auf den Rücken des hohen Schiffes der Wüste, das sein Knie beugt. Ein schwarzer Wüstenbewohner zeigt den Weg, die weißen Zelte sind hinten aufgepackt, die Ebene breitet sich mit ihrem endlosen Sande vor uns aus, und der arabische Führer beginnt die traurigen Geschichten und seltsamen Abenteuer der Wüste zu erzählen, welche Du so oft gelesen. Und wenn Du beinahe verschnachtest vor Durst, wird er Dir einige Tropfen von dem Wasser aus den Schläuchen geben, das er aufspart. Geduld aber überwindet selbst die Wüste.

Der Jaguarete.

Jagdgeschichten aus den Pampas.

Ich versetze den freundlichen Leser mitten in jene ungeheuren Pampas, Bagios und Esteros, wo einst die Stämme der Tapuchas, Tupinambas, Utkafajes, Botoconden, Pasouris, Bajaguas in ihren Toldezes gewohnt und deren decimirte Ueberreste eine elende Freiheit sich bewahrt. Die Sonne begann bereits die flammende Stirne hinter den Anden hinabzusetzen; die letzten Strahlen färbten die Spitze der Pehuens und Cocosbäume mit einem blaßröthlichen Gelb. Bereits hörte man die helle Stimme der Jacares oder Raimans, die in den Wellen spielten, sich mit dem Geheul der Affen und dem Gebell der Jaguas ver-

mischen, welche das Rauben der frischen Nacht begrüßten. Ungefähr zehn Reisende, welche von einem langen Marsche

durch die großen Einöden der Pampas ermüdet zu sein schienen, hatten sich um ihren Aya (Anführer) versammelt,

immer vor in die Dunkelheit getrieben. Einmal schickte er einen Boten, um zu erfahren, ob die Reisenden noch am Leben seien. Dieser kam zurück und berichtete, dass die Reisenden noch am Leben seien, aber sehr müde und hungrig. Der Aya beschloss, sie zu töten und zu essen. Er ließ seine Leute aufbrechen und sie in die Pampas hinausjagen. Die Reisenden waren erschrocken und versuchten zu fliehen, aber sie wurden von den Indianern eingeholt und getötet. Die Indianer nahmen die Leichen der Reisenden und brachten sie zum Aya. Er ließ die Leichen zerhacken und essen. Die Indianer waren stolz auf ihre Beute und feierten den Tod der Reisenden.

er auf dem hohen Felsen saß, welche denen des Meeres gleichen. Diese Felsen heißen so nicht auf das in weiten Umfängen ein Stück von Südamerika, sondern nur um anderen zu verstehen. Die Felsen sind in der That noch zu sehen, und sind die einzigen, die in der Pampa zu sehen sind. Die Felsen sind in der That noch zu sehen, und sind die einzigen, die in der Pampa zu sehen sind. Die Felsen sind in der That noch zu sehen, und sind die einzigen, die in der Pampa zu sehen sind.



mit dem Gefell der Hühner und dem Schrei der Vögel. Die Indianer waren stolz auf ihre Beute und feierten den Tod der Reisenden. Die Indianer nahmen die Leichen der Reisenden und brachten sie zum Aya. Er ließ die Leichen zerhacken und essen. Die Indianer waren stolz auf ihre Beute und feierten den Tod der Reisenden.

Die Indianer nahmen die Leichen der Reisenden und brachten sie zum Aya. Er ließ die Leichen zerhacken und essen. Die Indianer waren stolz auf ihre Beute und feierten den Tod der Reisenden. Die Indianer nahmen die Leichen der Reisenden und brachten sie zum Aya. Er ließ die Leichen zerhacken und essen. Die Indianer waren stolz auf ihre Beute und feierten den Tod der Reisenden.

um einen kleinen Rath zu halten. Sie befanden sich etwa 100 Schritte von dem Ufer des Duagari entfernt, der sein Wasser in die Parana ergießt. Alle waren zu Fuß, mit Ausnahme Zweier, welche die europäische Uniform trugen und die Ahas der kleinen Truppe zu sein schienen. Sie ritten Parejeros (wilde Pferde) voll Leichtigkeit, Kraft und Feuer, deren starke Formen jedoch kaum mehr an die schöne Race der andalusischen Pferde erinnerten, denen sie ihre Abstammung verdankten. — Einer der beiden Reiter ist unsern Lesern vielleicht dem Namen nach bekannt: es war Don Felix d'Azara, ein ausgezeichnete Gelehrter und tapferer Capitän der spanischen Marine. Der Zweite, ein Freund des Aha, hieß Roseda und war ein vortrefflicher Jäger und Naturforscher. Unter der Escorte bemerkte man eine Rothhaut, die man in Assumpcion als Führer angeworben. Er gehörte zum Stamm der Botucuden und hieß Paracaha. Die Uebrigen waren Gaucho's, d. h. Amerikaner von portugiesischer und spanischer Abstammung. — „Aha,“ sagte der Anführer der Letzteren, der junge Sergeant Alonzo, „wohin ich auch meine Blicke richte, ich gewahre nirgends den Rauch einer Estancia, die uns gastfreundlich aufnähme, und wenn wir unter offenem Himmel bivouaquieren sollen, wie wir es schon seit vielen Tagen thun, so weiß ich nicht, warum wir einen andern Ort aufsuchen.“

Statt jeder Antwort sprang der Aha vom Pferde, warf den Zügel desselben einem Gaucho zu und suchte dann einen bequemen Ort, wo man das Bivouaque anzuünden konnte. Er wandte seine Schritte nach einem reizenden Bajonal, wo die Natur die verführerischsten Reize ausgebreitet zu haben schien, als ein furchtbares Schauspiel ihn plötzlich stille zu stehen zwang. Ein ungeheurer Jacare (Brillenkaiman) kam aus dem Urinaima heraus und näherte sich mit aufgesperrem Rachen und feurigen Augen, indem er die Erde mit seinem platten und schuppigen Schwanz peitschte. Der Aha, der die Ohnmacht seiner Feuerwaffen gegen ein Ungeheuer kannte, dessen heinige Schalen einen undurchdringlichen Panzer bilden, dachte im ersten Augenblicke nur daran, sich so rasch als möglich aus dem Staub zu machen. Denn es ist keine Schande, eine Gefahr zu vermeiden, wenn es unnütz wäre, ihr zu trotzen, da der wahre Muth die Klugheit nicht ausschließt. Ein ebenso unerwarteter Umstand jedoch, der für den Naturforscher großes Interesse bot, fesselte ihn an den Ort, wo er stand und nahm seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Das ungeheure Crocodil änderte plötzlich die Richtung, in der es ging, und näherte sich durch eine schiefe Wendung dem Flusse, um sich hineinzustürzen, denn es hatte in dem dichten Gebüsch des Bajonal seinen grausamsten Feind auf sich zukommen sehen: es war dies ein Jaguarete (Felis onca), der auf dem Bauche durch das Schilf kroch, um seine Beute zu überfallen. Als jener bis auf einige Schritte seinem Feinde nahe gekommen, stieß er ein tiefes Gebrüll aus, das mit einem furchtbaren Schrei schloß und stürzte sich mit einem einzigen Sprung auf den Kaiman. Dieser öffnete einen ungeheuren Rachen und erfaßte mit seinen langen Kinnbacken den Fuß des Jaguarete; er ließ ihn nicht mehr los, trotz aller Anstrengungen des wilden Waldbewohners, und lief nach dem Flusse zu, um sich mit seinem Gegner hineinzustürzen. Schon ließ der schwarzblaue Bauch des Reptils einen langen Streif in dem Schlamm hinter sich; schon drückten seine großen Hände das Schilf des Ufers auseinander, als der Jaguarete, müde des unnützen Gebrülls und des machtlosen Ringens, zum letzten Mittel griff, das die Ver-

zweiflung ihm unter solchen Umständen bietet; er ließ sich widerstandslos fortziehen, auf den günstigen Augenblick harrend, um mit seinen langen Krallen in die Augen des Ungeheuers zu fahren und sie zu zertragen: dies geschah auch in dem Momente, als sie unterzutauchen im Begriffe waren. Der Schmerz riß dem Kaiman den Rachen auf und der Jaguarete, von der grausamen Fessel befreit, sprang an das Ufer. Die Gaucho's, welche indessen durch das Geschrei des Jaguars auf die Scene aufmerksam gemacht worden, die in ihrer Nähe spielte, rüsteten sich, ihrem Aha zu Hilfe zu kommen. Alonzo schwang sich auf das Pferd des Capitäns und ritt im vollen Galopp davon, indem er in der rechten Hand den Lasso hielt, den er über seinem Kopfe schwang. Der unerschrockene Gaucho nähert sich dem Jaguarete mit lautem Geschrei und der ganzen Schnelligkeit seines Pferdes; er schwingt in einem glücklichen Augenblicke, als das Thier von ihm abgewandt forhinkte, seinen Lasso um den Hals desselben, gibt seinem Renner die Sporen und zieht das verendende Ungeheuer mit sich fort, indem er einen großen Kreis um seine bestürzten Kameraden beschreift. Er hält endlich und liefert den strangulirten Jaguarete seinem Anführer aus.

Nach dem Tiger und Löwen ist der Jaguarete das größte und gefährlichste Thier aus der wilden Katzenfamilie. d'Azara maß den, welchen Alonzo so eben getödtet, und fand ihn mehr als fünf Fuß lang, den Schwanz nicht eingerechnet, welcher zweiundzwanzig Zoll maß. Sein prachtvolles Fell war oben vom schönsten Gelb mit schwarzen Flecken, welche einen mehr oder minder geschlossenen Ring bildeten und einen schwarzen Punkt in der Mitte hatten. Der untere Theil seines Körpers dagegen war schön weiß, mit großen vollen und unregelmäßigen Flecken. Das letzte Drittel des Schwanzes war oben schwarz, unten weiß und schwarz geringelt; wenn er ging, berührte der Schwanz die Erde, ohne jedoch nachzuziehen.

Nachdem man den Jaguarete abgezogen, um sein prachtvolles Fell zu behalten, achtete es der Capitän für klüger, sich wieder auf den Weg zu machen, um sich von den Ufern des Urinaima zu entfernen, denn er wußte, daß der Jaguar stets paarweise in den sumpfigen Esters lebt, und fürchtete den Besuch des Weibchens während der Nacht. Durch die Pampas weiter reitend, plauderte er vertraulich mit Alonzo, der neben seinem Pferde herging und eine Hand auf das muskulöse Kreuz stützte. „Meister,“ sagte der junge Mann lächelnd, „wenn wir nach Assumpcion, der schönen Hauptstadt von Paraguay, kommen, dürfen Sie der h. Jungfrau eine dicke Kerze aufstecken, denn ohne sie und meinen Lasso hätten Sie eine schlimme Viertelstunde gehabt.“ — „Ich werde zwei anzünden,“ antwortete der Capitän, „denn ohne die Jungfrau läge ich wahrscheinlich jetzt im Rachen des Crocodils und dein Lasso wäre unnütz. Was mich in Erstaunen setzt, ist die Wuth, mit der dieses scheußliche Reptil auf mich zuellte, da diese Thiere gewöhnlich sehr furchtsam sind und den Menschen fliehen.“ — „Das, welches wir gesehen, gehört einer sehr gefährlichen Gattung an, und wenn es sich auf Sie zustürzte, so geschah es ohne Zweifel, weil Sie auf dem Sande gingen, wo es seine Eier ausbrüten ließ.“

Kaun hatte die kleine Karavane ein halbe Meile gemacht, als sie die Barbas (Hecken) entdeckte, welche den Garten der Hütte eines Passuriindianers einschloß. Als sie sich dieser Estancia näherten, erschreckt der Greis, welcher mit seiner Familie diese einsamen Hütten bewohnte,

anfangs heftig, weil er die Reisenden für Presidios hielt, eine Art Gensdarmen, die nie auf einen der armen Indianer stoßen, ohne sich das Vergnügen zu machen, ihn niederzujumegeln. Als er jedoch merkte, daß sie keine feindseligen Absichten hegten, wurden sie mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen und bewirthet. Das Mahl ward im Freien vor der Hütte auf dem grünen Rasen eingenommen.

Am Schlusse des Mahles, als der alte Indianer, der etwas viel von dem Branntwein genossen, welchen ihm der Capitän geschenkt, außer sich vor Freude war, glaubte er die Reisenden mit einem Liede regaliren zu müssen, das er in seiner Jugend gedichtet und also begann: „Ho, ha, bugre ita naüy! ho, ho,“ was ungefähr besagen will: „Ho, ho, der Botocude ist gestürzt.“ Er wiederholte diese Worte in einem Fort, da sie die ganze Poesie bildeten. Farancacha, welcher von dem Stamme der Botocuden war, fand keinen großen Geschmack an dem Gesang des Alten. Er runzelte die Stirne, zog die Augenbrauen zusammen, biß die Zähne über einander und legte die Hand an den Griff des Messers; dann erhob er sich und stürzte plötzlich auf den unermüdbaren Sänger. Der junge Alonzo folgte Farancacha seit dem Beginn des Liedes unverwandt mit den Blicken, da er die Natur der Wilden zu gut kannte, um nicht zu wissen, was zu befürchten stand. Gewandter als der Botocude, ergriff er seinen Arm in dem Augenblicke, als er gerade im Begriffe stand, den Mord zu begehen, riß ihm das Messer aus der Hand, das er weit wegwarf, und nun entstand zwischen ihm und dem Mörder ein furchtbarer Kampf. Der Indianer war offenbar der Stärkere und Wüthendere; aber der Gaucho war gewandter und geschwinde; Farancacha ward zu Boden geschleudert und die Kraft wurde, wie immer, durch die Schlaueit und Geschicklichkeit überwunden. Der Greis hatte die stählerne Klinge seine Brust bedrohen sehen, er hörte die stürmische Scene, welche hinter ihm spielte, aber seine wilde Würde gestattete ihm nicht, den Kopf zu drehen, oder seinen Gesang zu unterbrechen. Dank der Dazwischenkunft und der Festigkeit des Aya wurde die Ordnung bald wieder hergestellt; aber Farancacha blieb düster und mürrisch während des Abends und drohte sogar dem Sänger und Alonzo mit einer Rache, die nicht lange auf sich warten lassen werde. Um die allgemeine Heiterkeit wieder herzustellen, ließ der Capitän wieder Branntwein vertheilen, und bat den Indianer, seinen Gesang abzubringen, was alsbald geschah. Einige Augenblicke später entrunzelte sich die Stirne des Botocuden, ein eigenthümliches Lächeln spielte um seine Lippen und er schüttelte mit ziemlich freundlicher Miene die Hand Alonzos und die, welche ihm der wenig rachsüchtige Passuris entgegenstreckte. Ein Tanz schloß den Abend, der ohne diese Unterbrechung lauter Heiterkeit gewesen wäre.

Am andern Morgen, anderthalb Stunden vor Tagesanbruch, waren die Reisenden auf den Beinen, und bereit zum Aufbruch. Da die Wanderung durch die Berge für die Pferde beinahe unmöglich wurde, schickte d'Azara seinen Renner und das Thier seines Freundes auf einem Umweg voran. Die kleine Caravane brach nun auf, ohne jedoch zu bemerken, daß Farancacha nicht bei der Partie war. Schon war man eine Stunde unterwegs, als d'Azara den Indianer auf dem kürzesten Wege herbeilaufen sah, indem er sich einen Weg durch das Gestrüpp bahnte. Er näherte sich dem Capitän und sagte mit wildem Lachen: „Sieh, Aya, dort wo sich die Sonne gerade erhebt, leuchtet der Himmel von wilden Flammen; so färbt er sich oft, wenn

ein Botocude den Weg durch die Wälder der Passuris genommen.“ d'Azara drehte sich um und sah in der That die Wolken sich mit einem Purpurroth färben, das nicht der Morgenröthe glich. Bald darauf stieg eine dicke Rauchwolke empor, dann ein ungeheures Flammenmeer, das die Pampas beleuchtete. Farancacha entfernte sich, indem er das Kriegsglied seiner Nation sang und sich unter die Gauchos der Truppe mischte. „Kein Zweifel,“ sagte der Capitän, „es ist die, in der wir heute Nacht geschlafen.“ — „Semetos,“ antwortete Alonzo, „wer den Charakter der Botocuden kennt, weiß, daß es nichts anderes ist, und daß Farancacha deshalb zurückgeblieben. Lassen Sie es ihn jedoch nicht entgelten, denn Sie würden die Gauchos, welche von Jugend an Plünderung, Mord und Brand gewöhnt sind, gegen sich haben, auch würden Sie eine Ungerechtigkeit begehen, denn die Botocuden sind im Kriege mit den Passuris, und nach den Gesetzen eines indianischen Krieges würde Farancacha, auch wenn er nicht insultirt worden, in seinem Rechte gewesen sein. Es würde mich nicht wundern, wenn er, ehe er zu uns kam, die ganze Familie des Alten massacrirt.“ — „Ich werde aber doch den Indianer zum Teufel jagen, wenn er die Reckheit hat, bei uns zu bleiben.“ — „Das wird er einzig und allein deshalb schon, um den rechten Moment abzuwarten, mir das Messer in die Brust zu stoßen. Er wird uns nicht verlassen, ehe er seine Rachsucht gekühlt und müßte er uns wie ein schlecht behandelter Hund zwei Jahre lang folgen. Er ist dabei jedoch ein sehr muthiger und ehrlicher Indianer, der sich für Sie tödten lassen würde, weil er Ihnen versprochen, treu zu dienen.“ Der Capitän beharrte auf seinem Entschlusse, nahm sich jedoch vor, seine Absicht zu verbergen, bis sich eine günstige Gelegenheit böte.

(Schluß folgt.)

Die Marquesas-Inseln.

Der Archipel der Marquesas-Inseln liegt im 10° n. Br. Er besteht aus einem Duzend Inseln, von denen nur fünf des Namens werth sind, nämlich Nuka-Hiwa, die wichtigste, welche 17 Meilen lang und 10 Meilen breit ist und ungefähr 20,000 Einwohner hat; Fatu-Hiwa, 15 Meilen groß; Tahuata zwei Mal so groß; und endlich Hiwa-Hua und Hua-Hua, kleiner als die letztere. Alle diese Inseln liegen hoch über dem Meere und sind so von Bäumen, Pflanzen und Blumen eingehüllt, daß man den Boden kaum sieht. In der Mitte von Nuka-Hiwa erhebt sich eine Gruppe von hohen Spitzbergen, von der sich eine Menge Thäler strahlenförmig bis zum Meere hinziehen und der ganzen Insel das Ansehen eines ungeheuren grünen Fächers geben. Die Küste bildet mehrere natürliche Rheten.

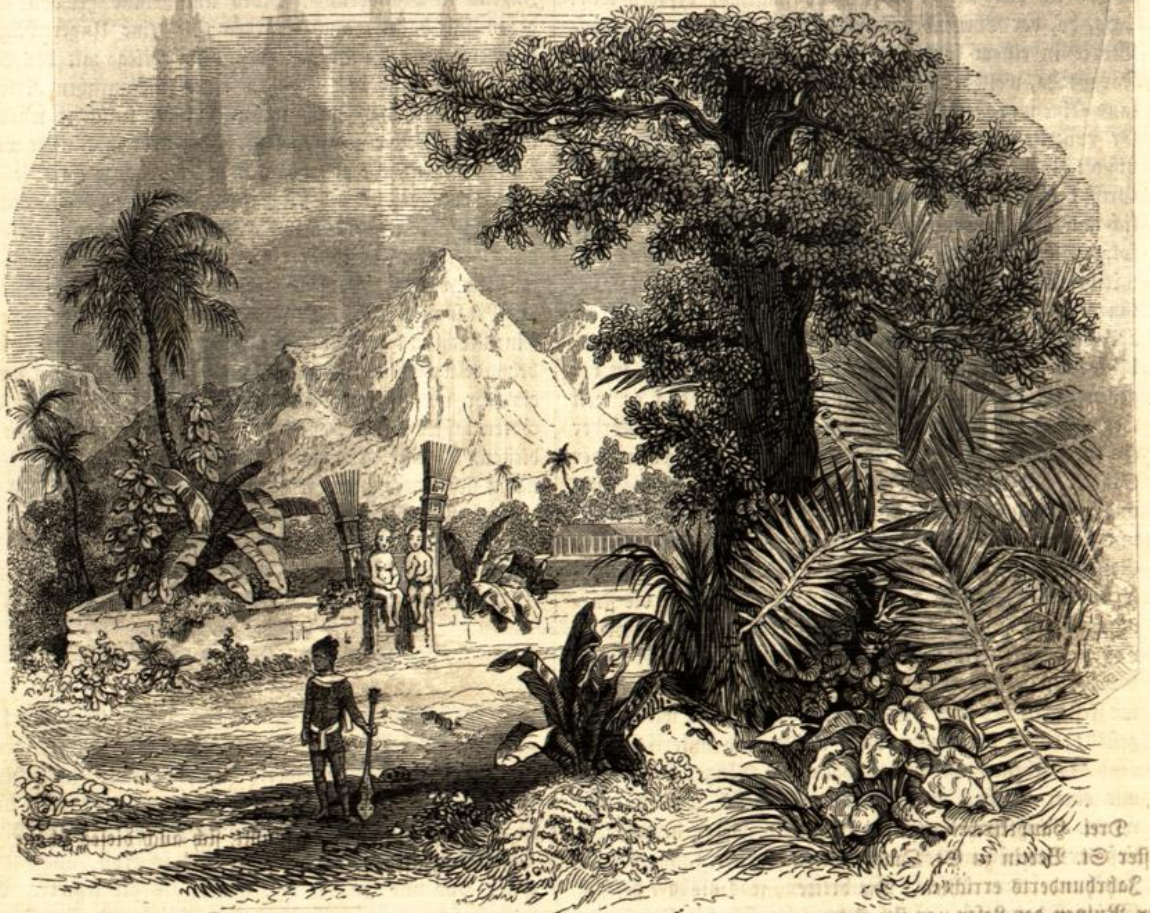
Der Boden dieser Inseln ist durchaus vulkanischer Art, aber dabei ungemein fruchtbar. Der Brodbaum, Maulbeerbaum, die Banane und der Cocosbaum bedecken die Abhänge der Hügel, die an ihrem Fuße mit Zuckerrohr, Garbeinas, Tabak und gigantischen Farrenkräutern umsäumt sind. Da und dort stürzen sich Cascaden, von Blätterwerk halb verschleiert, von den Felsen herab und verbreiten im Thale eine angenehme Frische.

Diese Thäler bewohnen verschiedene Stämme, die beinahe immer im Kriege mit einander leben, und deren Wohnungen bald isolirt, bald in Dörfern gruppiert sind.

Jede Hütte, welche auf einer mit Kalk zusammengefügtten steinernen Esplanade aus Zimmerwerk erbaut ist, wird mit Palmblättern gedeckt und durch Matten in mehrere Räume abgetheilt. In einem Anbau befinden sich die Schweine und dahinter breiten sich die bebauten Felder aus, welche durch Pallisaden von Bambus geschützt sind. Die Dörfer haben überdies Tabuas oder öffentliche gepflasterte Plätze, auf welchen sich der Stamm zu Festen und großen Berathungen versammelt. Einzelne dieser Plätze vermögen 20,000 Menschen aufzunehmen.

Die Reisenden, welche die Marquesas-Inseln besuchten, rühmen die Schönheit der Eingeborenen, welche durch die Regelmäßigkeit und Eleganz der Formen die Tahitier

weit übertreffen. Die Frauen namentlich können als die schönsten von ganz Polynestien angesehen werden. Sie haben runde Gesichter, weit offene Augen, lange feine Haare, welche in Flechten gelegt sind. Ihre Haut, die etwas kupferfarben, und die sie mit einem Pflanzensaft bleichen, würde ihnen das Ansehen von Europäerinnen geben, wenn sie sie nicht mit Saffrandl rieben, das sie gelb macht. Sie vermeiden Alles, was der Schönheit Schaden kann, und schützen sich vor der Sonne durch Palmblattschirme. Nur ihre Hände, Lippen und Ohren tätowiren sie. Ihre Kleidung besteht aus einer Art Mantel (Kahai), mit dem sie sich phantastisch drapiren, kleinen Bändern in den Haaren und Schmuck aus den Früchten des Labrus



Ein Morai auf Nuka-Hiwa.

precatorius. Die Männer tragen einen Maro oder weißen Gürtel, an den sie bisweilen einen Mantel von Korke hängen. In Kriegszeiten schmücken sie sich jedoch so viel sie können, namentlich mit den Haaren ihrer Feinde und menschlichen Zähnen. Sie bekämpfen sich mit der Schleuder, der doppelspigen Banze und dem Ubu aus unzerbrechlichem Holz. Jedes Thal ist einem Hehaki untergeben; aber diese Herrschaft ist beschränkt und der Gehorsam ein freiwilliger. — Die Nuka-Hiwianer beten eine große Masse Götter an, die zum großen Theil nur Symbole von Naturerscheinungen sind. Einige in der Zurückgezogenheit lebende Menschen, welche Wunder verrichten, werden als Atomas betrachtet, denen man Opfer darbringt. Unter diesen lebendigen Göttern stehen Priester, welche der Tabu beauf-

sichtigt. Keine Ceremonie feiert Geburt und Hochzeit, dagegen finden bei Beerdigungen große Feierlichkeiten statt, und zwar auf dem öffentlichen Plage. Wenn ein Schiff aus Europa ankommt, ist große Freude, und jeder Hiwianer sucht sich unter der Equipage einen Talo (Adoptivbruder) aus, für den er während des Aufenthaltes sorgt, was freilich mit mehr Nutzen für sich, als für den Europäer. Die Industrie des Nuka-Hiwianer beschränkt sich auf Ackerbau, Birkowebbau, Waffen- und Schmuckfabrikation. Die Sitten der Bewohner der Marquesas-Inseln haben sich jedoch durch den häufigen Verkehr mit europäischen Walfischfängern und Missionären bedeutend verändert.